



Leseprobe

Gabrielle Levy

Club der Schlaflosen
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 256

Erscheinungstermin: 12. Juli 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Sie können nicht schlafen? Willkommen im Club!

Claire, Jacques, Michèle, Léna und Hervé können nicht schlafen. Alle fünf leiden unter chronischer Insomnie, die sie jeden Tag ein wenig mehr von der Welt ausschließt. Schlafspezialistin Marie-Hélène verspricht Heilung und lädt zu regelmäßigen Gruppensitzungen ein. In langen Nächten wallen Gefühle auf, brechen Konflikte aus und kommen Geheimnisse ans Licht – doch werden die fünf am Ende auch ins Reich der Träume gelangen?



Autor

Gabrielle Levy

Gabrielle Levy wurde 1978 in Brüssel geboren und lebt heute in Paris und auf dem Land. Durchwachte Nächte kennt sie nur zu gut und kam so auf die Idee für ihren ersten Roman »Club der Schlaflosen«.

GABRIELLE LEVY
Club der Schlaflosen

GABRIELLE LEVY



Club der
Schlaf-
losen

Roman



Aus dem Französischen
von Monika Buchgeister

DIANA

Für Paulo und Alexandra

2 UHR. Das Bett gibt unter mir nach wie loser Grund. Ich sinke ein, und jede Regung meines schweren, angespannten Körpers verstärkt dies noch. Es ist feucht und kalt. Es herrscht tiefes Dunkel. Ich werde unter dem Erdreich begraben, und alles ist Finsternis. Jede Nacht verschwinde ich von der Oberfläche der Erde und verliere mich in den mäandernden Schleifen meiner unkontrollierbaren Gedanken.



MONTAG, 8.10 UHR. Wie eine riesige Schlange windet sich die Masse der Reisenden im Zeitlupentempo Richtung Ausgang, wo ich doch ohnehin zu spät dran bin. Ungeduldig schlüpfe ich durch die sich auftuenden Lücken in der Menge, um ans Tageslicht zu gelangen. Der Himmel draußen ist grau, die Wolken hängen tief, und auf der Straße wimmelt es von Menschen, die mit geduckten Köpfen eilig ihres Weges gehen, als wollten sie der Kälte entfliehen.

Ich setze meinen Leidensweg fort, anders als meine Mitmenschen schwitze ich in meinem Pullover, der nun offenbar doch zu warm ist für diesen Tag Anfang Herbst. Die erste Sitzung habe ich absichtlich verpasst, und wenn ich den Termin heute nicht einhalte, werde ich nie wieder den Mut finden hinzugehen. In meiner heillosen morgendlichen Hast frage ich mich, was mein größeres Martyrium ist: der Tag oder die Nacht. Und ganz ehrlich, ich vermag es nicht zu sagen.

Nach einer Stunde Zugfahrt und zwanzig Minuten in der Métro erreiche ich mit einer halben Stunde Verspätung das moderne, am Tag zuvor auf Google Maps geortete Gebäude. Weitere fünf Minuten, um die richtige Etage auf den Hinweisschildern zu finden, dann drei Treppenläufe hinauf, bevor ich schweißgebadet, mit hochrotem Gesicht und außer Atem den Raum betrete. Meine Bemühungen um ein eini-

germaßen passables Erscheinungsbild sind durch diesen Parcours dahin. Ich setze mich zaghaft auf einen der vielen freien Stühle. Der Putzmittelgeruch verursacht mir Übelkeit. Das kalte Licht der Neonröhren, der beige-farbene Linoleumboden und der draußen vor dem Fenster mühsam erwachende Tag – all das weckt in mir die Erinnerung an frühe Schulstunden, in denen ich oft gegen das unbändige Verlangen einzuschlafen ankämpfte.

Ich blicke argwöhnisch auf meine Leidensgefährten. Es sind zwei. Nur zwei. Eine zeitlos elegant gekleidete Frau, deren schlichter, langer Pullover in der Taille von einem breiten, geflochtenen Ledergürtel zusammengehalten wird. Schwer zu schätzen, wie alt sie ist. Das feine weiße Haar trägt sie zu einem lockeren Knoten hochgesteckt, und ihre Haut ist von Falten durchzogen, aber ihr eigentümlich klarer Blick verströmt vor allem eine kindliche Freude. Ich entdecke nicht das geringste Anzeichen von Müdigkeit in ihren Zügen, ihr Gesicht strahlt. Die andere Frau hingegen wirkt vollkommen am Ende: ein schmales und hochgewachsenes junges Mädchen mit ursprünglich offenbar schwarzen, nun aber blond gefärbten Haaren. Sie rahmen ein fahles Gesicht ein, das es in seiner Farblosigkeit durchaus mit den Neonröhren an der Decke aufnehmen kann. Ihre Wangen sind hohl und ihre dunklen Augenringe gewaltig. Ich hatte mit einem vollen Raum gerechnet, in dem ich mich in die letzte Reihe hätte verdrücken können. Wenn wir nur zu dritt sind und um einen Tisch herum sitzen, werde ich mich aber kaum im Hintergrund halten können.

Die Frau, von der ich annehme, dass sie die Leiterin ist, schreibt etwas an ein Whiteboard, ohne sich dabei beirren zu lassen. Sie ist eher rundlich und klein, hat grau meliertes

Haar und trägt schlichte schwarze Kleidung. Sie bringt ihr Schaubild in aller Ruhe zu Ende, dann legt sie ihren Marker zur Seite.

»Ich bin Hélène, Psychologin und Schlafexpertin. Ich werde diese Treffen leiten. Sie sind Claire, nehme ich an?«

Eine unaufdringliche Herzlichkeit liegt in ihrem Tonfall, während meiner unfreiwillig verkrampft klingt: »Ich dachte, wir seien weitaus mehr Teilnehmer.«

»Wenn alles klargeht, sind wir zu fünft. Michèle und Lena sind ja bereits hier.«

Die Jüngere nickt mir nur kaum merklich zu, Michèle hingegen schenkt mir ein offenes Lächeln, das meine Stimmung gleich aufhellt.

Hélène gratuliert mir zu meinem Entschluss hierherzukommen und verspricht mir positive Ergebnisse. Mein Gesicht verzerrt sich zu einem Grinsen. Wäre es doch wenigstens meine Idee gewesen. Aber ich persönlich begegne solchen Treffen eher mit Misstrauen. Meine Anwesenheit hier ist allein der Tatsache geschuldet, dass mein Mann schon seit längerer Zeit Druck auf mich ausübt und ich nun schließlich nachgegeben habe. Offenbar beeinträchtigt meine Schlaflosigkeit auch seinen Schlaf. Wieder einmal hat er das letzte Wort gehabt, und wieder einmal habe ich jemand anderen für mich entscheiden lassen.

Zu fünft, wenn alles klargeht ... Ich werde also ganz sicher nicht in der Menge untertauchen können.

Hélène nimmt erneut ihren Marker zur Hand und gibt uns einen Überblick über den Inhalt der ersten Sitzung. Es geht um die innere Uhr. Ihre Stimme hebt sich ein wenig, das Thema liegt ihr offenbar sehr am Herzen.

»Sie schlummert in unserem Gehirn und gibt wie ein klei-

ner Dirigent unserem Organismus den zirkadianen Rhythmus vor – den Wechsel von Tag und Nacht, mit anderen Worten.«

»Ich kann Ihnen nachher eine Zusammenfassung vom letzten Mal geben«, flüstert Michèle mir zu.

Mit einem Vortrag hatte ich nicht gerechnet. Da hätte ich mir auch ein Buch zu diesem Thema kaufen können. Hélène wendet sich erneut an mich.

»Vor Ihrem Eintreffen habe ich die verschiedenen Schlafphasen erklärt. Ich werde das noch einmal aufnehmen. Zunächst einmal gibt es den orthodoxen Schlaf, der in drei Phasen unterteilt ist. Phase 1 ist eine Phase zwischen Wachsein und Schlaf, sie umfasst den Prozess des Einschlafens, also einen Übergang. Während Phase 2 schlafen Sie stabil, aber leicht. Ein Geräusch oder ein helles Licht würden Sie aufwecken. In Phase 3 sind Sie von der äußeren Welt vollständig abgeschottet. Sie befinden sich in einem Tiefschlaf, der die größte Erholung bringt. In dieser Phase ist es schwer, Sie aufzuwecken. Nach dem orthodoxen Schlaf kommt der paradoxe Schlaf, auch REM-Schlaf genannt. Hier ist Ihr Gehirn ungemein aktiv, die Träume sind lang und ausschweifend, Ihr Körper hingegen ...«

Ich höre nicht mehr zu. Diese tolle Phase 3 ist für mich ein unerreichbarer Traum, eine Utopie, eine Fata Morgana in der Wüste. Ich könnte jetzt fragen, ob einem Schlaflosen zwangsläufig dieser ideale Schlaf entgeht, aber ein vollkommen unangebrachter Stolz hält mich zurück. Michèle sieht mich an und stellt, als hätte sie es erraten, die Frage, die mir durch den Kopf ging.

»Das ist recht komplex«, antwortet Hélène. »Drücken wir es einmal so aus: Eine Depression oder bestimmte Stim-

mungsschwankungen können die Struktur des Tiefschlafs verändern. Diese Strukturabweichung ist der Auslöser für einen instabilen Schlaf. Darauf werden wir noch zurückkommen. Aber wie uns die neueste Forschung zu diesem Thema lehrt, gibt es auch andere Gründe, die das Empfinden eines schlechten Schlafes erklären können. Auf das Einschlafen folgt demzufolge ein stabiler Schlaf, Phase 1 und 2, und nach etwa zwanzig Minuten beginnt Ihr Tiefschlaf, der seinerseits ungefähr ...«

Ich schalte ab. Der Energieschub, den ich beim Betreten des Raumes verspürte, verpufft in der hier herrschenden Wärme. Ich falle in den mir wohlbekanntem Zustand der Schläfrigkeit, wie ich ihn Tag für Tag durchlebe.

Lena zieht einen großen Spiralsblock aus einem an allen Ecken eingerissenen und mit Sicherheitsnadeln wieder zusammengefügten Rucksack. Ihr Gesicht wird von ihren Haaren vollständig verdeckt. Sie beginnt, sich Notizen zu machen. Michèle tut es ihr gleich, reißt aber zunächst ein paar Seiten aus ihrem Heft und reicht sie mir herüber, womit sie mich auf unschuldige Weise dazu zwingt, an dem Ganzen teilzunehmen. Ich hatte sie um nichts gebeten, nehme ihr Angebot aber an, um sie nicht zu kränken. Ihr schmales Handgelenk schmücken drei feine Goldkettchen, auf denen Namen eingraviert sind, die ich nicht zu entziffern vermag. Hélène ist mittlerweile bei den Schlafzyklen angelangt, als gellende Schreie, wie nur ein kleines Kind sie hervorzubringen imstande ist, das Ende ihres Satzes übertönen. Ihre Züge verfinstern sich. Ich erwache aus meiner Lethargie.

»Schon wieder ... Dabei habe ich für diese Sitzung extra um einen anderen Raum gebeten«, seufzt sie. »Es tut mir leid, aber im Nachbarraum hat ein Zahnarzt seine Praxis.

Wir werden vermutlich hin und wieder mit einer derartigen Geräuschkulisse beglückt werden.«

Ein paar Minuten lang werden die Schreie immer lauter, dann wird eine Tür zugeschlagen, und auf dem Flur sind schnelle, davoneilende Schritte zu hören. Bei uns herrscht derweil Schweigen. Ich nutze diese Pause für den Vorschlag, unsere Treffen an einen ruhigeren und freundlicheren Ort zu verlegen. Schließlich geht es um das Thema Schlaf, nicht um Umsätze und Geschäfte. Michèle, deren Stimme ihrem Blick in puncto Heiterkeit in nichts nachsteht, findet, dass wir gar nicht so schlecht untergebracht sind, schlägt jedoch vor, Tassen und Thermoskannen mitzubringen, um die Treffen gastlicher zu gestalten. Lena, die sie offenbar zum ersten Mal reden hört, dreht sich zu ihr um, und in ihrer Miene spiegelt sich Verwunderung über die gepflegte Art zu sprechen.

»Das macht vermutlich mein Beruf, liebe Lena. Ich habe Literatur in den Vorbereitungsklassen für die *Grandes Écoles* unterrichtet.«

»Bei mir ist es so, dass meine Mutter mich als Bauerntrampel bezeichnet, sobald ich den Mund aufmache. Ob dieses Zimmer oder ein anderes, das wird an unseren Nächten sowieso nichts ändern.«

Lena hat eines ihrer langen Beine hochgezogen und kaut auf einer Haarsträhne herum.

»Können wir weitermachen?«, fragt Héléne, ein wenig aus dem Tritt gebracht von unseren Abschweifungen. »Ich erklärte Ihnen gerade, dass ein Zyklus aus dem Wachzustand, dem orthodoxen und dem paradoxen Schlaf besteht.«

Sie will gerade zu einem neuen Tafelbild ansetzen, als

sich in der halb geöffneten Tür ein sorgenvolles Gesicht zeigt. Ein etwa vierzig- bis fünfzigjähriger Mann – sein Alter lässt sich nur schwer schätzen – von überdurchschnittlicher Größe tritt herein und fragt schüchtern, ob er hier richtig ist.

»Entschuldigen Sie die Verspätung. Die Métro kam nicht pünktlich. Und bei der ersten Sitzung bin ich zu dem anderen Zentrum in der Banlieue gefahren, das heißt genauso ... Entschuldigung, ich bin Hervé.«

Ein leichtes Zittern liegt in seiner Stimme, und er nickt ganz leicht mit dem Kopf, wenn er spricht. Hélène streicht schwungvoll einen Namen von ihrer auf dem Tisch liegenden Liste und fordert ihn auf, sich zu setzen.

Er ist groß und sehr dünn. Der Mann nimmt mit gebeugten Schultern Platz, zieht weder seinen Regenmantel aus, noch stellt er seine abgenutzte Ledertasche ab, die er stattdessen weiterhin an seinen Bauch presst. Er erinnert mich an das Bild eines neuen Schülers, der mitten im Schuljahr zu einer Klasse stößt.

Hélène ermuntert ihn, sich mit ein paar Worten vorzustellen, aber kaum hat der spindeldürre Mann zur ersten Silbe angesetzt, ertönen erneut Schreie. Sie hebt die Stimme, um sich Gehör zu verschaffen:

»Die Zeit ist ohnehin gleich um. Es tut mir leid, Hervé, aber wir werden Ihnen beim nächsten Treffen in zwei Wochen zuhören. Schreiben Sie sich das gut auf, die Abstände zwischen unseren Sitzungen sind nicht immer die gleichen. Und bevor ich es vergesse, ich hätte noch gern Ihre Schlafkalender!«

»Ich muss gestehen, dass es mir ziemlich schwergewogen ist, ihn auszufüllen.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Michèle. Das ist das Thema der nächsten Sitzung. Claire?«

»Ich habe gar nichts ausgefüllt.«

»Denken Sie bitte daran, ihn mir jedes Mal mitzubringen. Die Kalender sind mein Werkzeug. Und Ihnen liefern sie eine sehr viel genauere Vorstellung von Ihren Nächten, als Sie sie bisher haben. Sie werden überrascht sein. Ich verspreche Ihnen bessere Bedingungen für unser nächstes Treffen. Und vor allem: Geben Sie die Hoffnung nicht auf, bleiben Sie zuversichtlich – der Schlaf kehrt wieder zurück.«

Ich unterdrücke ein nervöses Lachen. Es kommt mir gerade so vor, als sei ich bei den Anonymen Alkoholikern.

Lena, bei der ich erst jetzt, wo sie aufsteht, sehe, wie unglaublich mager sie ist, eilt im Laufschrift davon und wirft noch rasch ein flüchtiges »Salut« in die Runde. Ich verlasse den Raum gemeinsam mit Michèle und Hervé.

Im Flur bleibt die Rentnerin vor der »Urheberin« des Lärms stehen: Neben einer machtlosen Mutter steht ein kleines Mädchen und schreit außer Rand und Band. Michèle geht in die Knie, sodass sie auf einer Höhe mit dem Kind ist, und murmelt ihm ein paar Worte ins Ohr. Auf der Stelle hört die Kleine auf mit dem Geschrei, sieht diese seltsame Person mit fragendem Blick an, lächelt schließlich und kehrt brav auf die Folterbank zurück. Ihre Mutter ist sprachlos und, wie ich annehme, zutiefst dankbar. Mit ungläubigem Staunen wohnen Hervé und ich der Szene bei. Michèle steht zufrieden wieder auf, richtet ihren Haarknoten und hakt sich wie selbstverständlich bei mir ein, als seien wir alte Freundinnen.

»Mit den Kindern ist es gar nicht so kompliziert, wie man oft glaubt.«

Während wir schweigend auf den ewig nicht erscheinenden Aufzug warten, räuspert sich Hervé, rückt seine Brille zurecht und verkündet: »Ich leide seit zwanzig Jahren an Schlaflosigkeit. Und Sie?«



DIENSTAG, 0.30 UHR. Michèle ist mit forschem Schritt unterwegs, um die Kälte zu bannen. Sie ist aufmerksam und wachsam, obwohl sie diesen Weg seit Jahren jede Nacht um die gleiche Zeit zurücklegt. Die kleine Kirche liegt eingezwängt zwischen zwei Gebäuden. Fällt sie schon tagsüber nicht ins Auge, so nimmt man sie im nächtlichen Dunkel erst recht kaum wahr. Michèle geht zielstrebig an ihr vorbei und biegt in ein Gässchen, das um den Sakralbau herumführt. Am Fuße einer zu einem überdachten Diensteingang führenden Treppe hebt sie einen Stein hoch und zieht darunter einen Schlüssel hervor.

Trotz des Halbdunkels macht sie sich nun so eifrig und zielstrebig zu schaffen, als wäre sie bei sich zu Hause. Sie streift ihren Mantel ab und verschwindet in einem kleinen Raum, wo sie so lange an dem elektrischen Schalter herumdreht, bis sich zaghaft ein gedämpfter Lichtschein ausbreitet. Sie greift nach einem bereits gefüllten Eimer sowie einem Aufnehmer und kehrt in einem himmelblauen Kittel, der mit Sicherheit nicht ihr gehört, in das Kirchenschiff zurück. Sie zieht ein paar Münzen aus ihrer Tasche und entzündet drei Kerzen, bevor sie mit der Arbeit beginnt. Die Hände liegen mit festem Griff an dem Holzstiel, der Rücken ist gebeugt – genau die dieser Hausfrauentätigkeit gemäße

Haltung, wenn sie mit Entschlossenheit ausgeführt wird. *Kinder, beeilt euch, Schluss jetzt mit den Leckereien, die Nachmittagspause ist um. Antoine, hast du denn mittags nichts in der Kantine gegessen? Und hört auf mit euerm Gezanke. Wie war es denn in der Schule? Mach dir nichts draus, Paula, solche Streitereien währen nie lange. Was hast du ihm erwidert? Meine Güte, wie grausam ihr Kinder untereinander sein könnt.*

Nach dem Haupteingang nimmt Michèle energisch die Seitengänge in Angriff. Vor einem an einer Seitenkapelle auf dem Boden abgelegten Blumenstrauß hält sie inne. Der Kerzenschein und die Lichtreflexe durch die bunten Kirchenfenster schaffen ein abgestuftes Helldunkel wie auf einem Renaissance-Bild. Michèle setzt sich auf einen der hier aufgereihten Betstühle und betrachtet das Stilleben eine Weile, dann nimmt sie ihre Arbeit wieder auf. In der vollkommnen Stille hallt selbst die geringste Regung, das leiseste Geräusch von einem Ende der Kirche bis zum anderen.

Alexandre, wie willst du deinen Abschluss schaffen, wenn du beim Lernen immer Stöpsel in den Ohren hast? Geh auf dein Zimmer, dort ist es ruhiger.

Eine Stunde später zieht sie den Kittel wieder aus, räumt den Eimer beiseite, ohne ihn zu leeren, steckt eine lose Haarsträhne in ihren Knoten zurück, legt ihre Armbanduhr wieder an und hüllt sich in ihren Mantel. Bevor sie die Kirche verlässt, bläst sie die drei Kerzen aus. *Schlaft gut, meine Engel der Nacht, bis morgen.*

Nachdem sie den Schlüssel an Ort und Stelle gelegt hat, geht sie den gleichen Weg zurück und begegnet in den zwanzig Minuten, die sie für den Heimweg benötigt, höchstens zwei oder drei Individuen. An die Küchenarbeitsplatte gelehnt, trinkt sie im Stehen rasch einen Kräutertee, dann

legt sie ihre Kleider ab, zieht ihr langes, bis zu den Knöcheln reichendes Flanellnachthemd über und schlüpft so leise wie möglich ins Bett, um ihren Mann nicht aufzuwecken.



MITTWOCH, 4.30 UHR. *Scheiße*. Das ist der erste Gedanke, den Lena hat, wenn sie jeden Morgen oder jede Nacht – das hängt ganz von der Sichtweise des Schläfers ab – auf den Wecker sieht. Aber für Lena beginnt um 4.30 Uhr eindeutig der Tag. Sie würde den stummen Zeugen, der ihr Unglück mit seinen Zeigern so gnadenlos anzeigt, gern auf den Boden werfen, aber sie befürchtet, damit ihren kleinen Bruder aufzuwecken, der genau über ihr in dem Stockbett seinen seligen Kinderschlaf schläft. Lena windet ihren langen, mageren Körper unter der Bettdecke hervor, hebt die verwaschene Plüschkrabbe auf, der ein Scherenbein fehlt, und schiebt sie François wieder in den Arm. Auf dem Weg zum Badezimmer verscheucht sie die Katze, die sich miauend an ihr Bein schmiegen will. *Verschwinde*.

»Bist du das, Lena, was treibst du denn schon wieder?«

»Nichts, Mama. Schlaf weiter.«

Sie betrachtet ihr bleiches Gesicht im Spiegel und schminkt ihre vollen Lippen mit einem provokanten Rotton. Zufrieden mit dem Ergebnis, geht sie ins Schlafzimmer zurück und zieht sich an. Eine schwarze Strumpfhose, darüber eine nur das Nötigste bedeckende Jeans-Shorts. Dann zögert sie einen Augenblick, öffnet das Fenster. Ein eisiger Windstoß fährt ins Zimmer. Sie überlegt es sich anders und tauscht die knappe Shorts gegen eine enge, an

den Knien zerrissene Hose. In der Diele schnappt sie ihren Mantel und ihren an der Tür abgestellten Rucksack. Natürlich fährt noch keine Métro, der öffentliche Nahverkehr hält noch artig seine Nachtruhe und alle anderen auch. Sie ist daran gewöhnt und macht sich zielstrebig auf den Weg zum Café. Zu dieser weder zum Tag noch zur Nacht gehörenden Stunde bringt die Stadt eine seltsame Bevölkerungsgruppe ans Licht. Die Nachtschwärmer sind nach Hause zurückgekehrt, und die Arbeiter der Morgenschicht sind noch nicht aufgestanden. Bleiben ein paar verstörte Gestalten oder Obdachlose, die auf der Straße schlafen: ihren von Geräuschen, Gerüchen und Kälte beeinträchtigten Schlaf, der obendrein nie frei von Angst ist. In den Gesichtern, die sich nur aus unmittelbarer Nähe offenbaren, liegt etwas Wildes. Aber Lena zuckt nicht zusammen, wenn etwa eine Gestalt sich nähert und sie ohne Umschweife um Feuer oder Geld bittet. Sie findet in diesem kurzen Moment, der dem Erwachen einer wohl geordneten und organisierten Welt vorausgeht, ein wenig Abstand von ihren Problemen.

Genau um 5 Uhr erreicht sie das Café, wo nun auch das rote Leuchtschild angeht und der Widerschein seiner Buchstaben den feuchten Boden erhellt.

Lena begrüßt Franck, den Besitzer des Lokals. Hautenges T-Shirt bei jedem Wetter, tätowierte Arme, Silberkette um den Hals. Sie rückt die bunt durcheinandergewürfelten Stühle an Ort und Stelle, während er die technischen Gerätschaften in Gang setzt. Als sie mit der Hand über die klebrige Oberfläche eines Tisches fährt, nimmt ihr Gesicht einen angewiderten Ausdruck an.

»Macht die Abendschicht denn überhaupt nicht sauber?«
Statt einer Antwort wirft Franck einen feuchten Wisch-

lappen zu ihr hinüber. Lena scheuert leise vor sich hinfluchend die Schmutzspuren vom Abend weg, dann geht sie zum Tresen hinüber und stützt sich mit den Ellbogen dort auf. Franck stellt ein Körbchen mit warmen Croissants vor ihre Nase, das Lena auf der Stelle von sich schiebt.

»Am Ende bleibt gar nichts mehr von dir übrig!«

»Ein Kaffee reicht, danke.«

Franck seufzt und versucht, eine hörbare Frequenz in seinem kleinen Radio auszumachen. Aber viel mehr als ein Hintergrundrauschen kommt nicht zustande. Lena beobachtet ihn amüsiert.

»Salut, Kumpel!«

Amar taucht auf, der einzige andere Mensch, der das Café gewohnheitsmäßig um diese Zeit aufsucht. In seiner Lederjacke und seiner verwaschenen Jeans versinkt er geradezu. Beides ist ihm viel zu groß.

»Alles klar, Amar?«, fragt Lena.

»Alles klar, ich habe geschlafen gut.«

»Es heißt ›ich habe gut geschlafen‹, Amar, ›geschlafen gut‹ ist kein Französisch.«

»Komm, lass ihn in Ruhe.«

Amar ist seit zwanzig Jahren in Frankreich und lebt in einem kleinen Zimmer, das Franck ihm zu einem Spottpreis vermietet, über dem Café. Lena mag ihn gern, vielleicht wegen seines Akzents und vielleicht auch gerade wegen seiner Französischfehler. Es sind die gleichen Fehler, wie sie ihre Großeltern väterlicherseits machen, die sie seit fünf Jahren nicht mehr gesehen hat. Da haben sie nämlich aufgehört, die Strapazen der Reise auf sich zu nehmen, um Lena und François zu besuchen. Sie haben keine Kraft mehr, sind zu alt. Sie würde gerne zu ihnen fahren, aber ihre Mutter hat nie

genug Geld, um ihr eine Fahrkarte zu bezahlen. Sie trinkt schweigend ihren Kaffee zu Ende und geht hinter den Tresen, um das Radio etwas besser einzustellen. Dann kehrt sie an ihren Platz zurück und kramt den Schreibmaschinenkurs aus ihrem Rucksack hervor. Um 6.30 Uhr tauchen die Müllmänner auf, dann ist es vorbei mit der Ruhe. Das ist der Zeitpunkt, an dem sie wegen François nach Hause zurückgeht, bevor sie zum Unterricht aufbricht. Sie sieht es als ihre Pflicht an, ihm jeden Morgen ein herrschaftliches Frühstück zuzubereiten.



DONNERSTAG, 22.18 UHR. Hervé klappt sein Buch zu und macht das Licht aus. Er ist erschöpft und hält es zu diesem Zeitpunkt noch durchaus für möglich, dass er ohne Schwierigkeiten einschläft trotz der Erfahrung, die ihm erbarungslos immer wieder das Gegenteil beweist. Ein solches Maß angesammelter Müdigkeit muss sich doch irgendwann auszahlen, denkt er, und heute Abend ist es vielleicht so weit. Aber nichts da – auch heute, nach einer Phase der leisen Hoffnung, während der er sich dem Sieg nahe wähnte, haben ihn seine Gedanken wieder eingeholt. Nichts Außergewöhnliches. Was er den Tag über gemacht hat, was morgen ansteht, der fertigestellende Jahresabschluss, die Agentur, die auf ihn zählt, um die Zahlungsfristen einzuhalten. In sechs Wochen ist die entscheidende Sitzung, und die Zeit vergeht wie im Flug. Anschließend eine kurze Pause, Zeit, um sich die Sinnlosigkeit seiner Sorgen klarzumachen, und dann geht es wieder von vorn los. Auch Weihnachten rückt

bereits wieder in gefährliche Nähe, und damit der Anlass für das alljährliche Abendessen mit seinem Sohn. Wie alt ist er jetzt eigentlich genau? Fünfundzwanzig, sechsundzwanzig? Er hat im Dezember Geburtstag, das weiß er immerhin. Aber er muss ein paar Sekunden nachdenken, bis ihm das genaue Datum einfällt. Das sagt viel. Was soll er ihm schenken? Wie es anstellen, dass das Ganze nicht so jämmerlich verläuft wie in den vergangenen Jahren? Damit sein Sohn den Eindruck gewinnt, einem Vater gegenüberzusitzen und nicht einem verhuschten Wirrkopf? Die Agentur will er auch nicht enttäuschen. Sie sind dort so freundlich zu ihm, selbst wenn er ganz anders ist als sie. Sie, mit der selbstverständlichen Eleganz der Erfolgsverwöhnten. Immer topmodisch gekleidet. Immer das passende Wort parat, um einen Witz zu machen oder sich Gehör zu verschaffen. So locker und entspannt gegenüber den Vorschriften. Er dagegen ist – wie soll man es sonst nennen – gleichsam nicht existent. Aufs Nötigste beschränkte Gespräche, die gerade einmal an Unhöflichkeit vorbeischrappen. Das Mittagessen nimmt er vor seinem Computer ein, und in die Cafeteria wagt er sich nie, da hat er doch lieber seinen Kaffee in der Thermoskanne dabei.

Aber hinter ihren sympathischen Blicken, ihrem zwanglosen Auftreten und den Komplimenten über seine gründliche Arbeit verbirgt sich eine gehörige Portion Unnachgiebigkeit. Der Druck ist groß, und zwar jeden Tag. Immer wieder geht ihm jener harmlose Satz durch den Kopf, den sein Vorgesetzter im Vorbeigehen auf dem Flur hatte fallen lassen. Er grübelt über den verborgenen Sinn nach, die Untertöne. »Wie geht's denn so, Hervé? Sie sehen erschöpft aus, Vorsicht, wir zählen nämlich auf Sie!« Was sollte das heißen? War das eine Warnung? Ganz besonders dieses »Vorsicht« ist der Nährbo-

den für Panik in seinen Gedanken. Ein weiterer Praktikant wäre durchaus angebracht, jetzt, wo die Agentur größer geworden ist. Diese Arbeit ist das Einzige, was er korrekt auszuführen versteht, aber allmählich fürchtet er, die Müdigkeit könnte sich auf sie auswirken. Es könnte ihm womöglich schwerer fallen, wichtige Informationen im Gedächtnis zu behalten, die man ihm gibt, es könnte ihn womöglich mehr Mühe kosten, sich auf harmlose Aufgaben zu konzentrieren. Was einmal einfach war, wäre es dann nicht mehr. Sein Puls wird schneller, Hervé legt seine Hand auf die linke Brustseite, um seinen Herzrhythmus zu prüfen. Er muss jetzt unbedingt an etwas anderes denken. Es gibt keinen Grund für seine Befürchtungen. Er hatte seine Müdigkeitszustände bisher immer sehr gut im Griff. Außerdem besucht er jetzt diese Sitzungen, wegen der Müdigkeit hat er sich eingeschrieben. Es wird alles besser werden.

23.10 Uhr. Er kann es nicht lassen und greift nach seinem auf dem Nachttisch abgelegten Handy. Er weiß, dass er das nicht tun sollte. Noch dazu, wo er nicht dazu verpflichtet ist. Aber wenn die Agentur ihm eine wichtige Nachricht schickt, würde er sich schuldig fühlen, nicht darauf zu antworten. Es gibt einige Mitarbeiter, die bis spätabends bleiben. Manchmal verbringen sie sogar froh und munter die ganze Nacht im Büro. Wenn er dann morgens eintrifft, sieht er, wie sie die Anzeichen ihrer Müdigkeit zur Schau stellen und stolz zu verstehen geben, in welchem Umfang sie in der Lage sind, ihr Leben hintanzustellen. Dass ihr Gehalt auf einer ganz anderen Stufe angesiedelt ist als seines, ist doch klar. Uff, keine Nachricht, Hervé seufzt erleichtert auf.

Ich versuche es noch einmal, sagt er sich mit einem Blick auf den Wecker. In dieser Phase fragt er sich immer, warum

ein Arbeitstag ihm nicht auf natürliche Weise und ohne darüber nachzudenken einen erholsamen Schlaf beschert, eine Nacht, die einen neuen Menschen aus ihm macht und ihn am nächsten Morgen gestärkt und erhobenen Hauptes wieder in den Kampf ziehen lässt. Stattdessen verwandelt er sich jedoch im Lauf der Jahre immer mehr in ein menschliches Wrack.

Seine Aufmerksamkeit richtet sich jetzt ganz gezielt auf das Tropfen eines Wasserhahns, das aus dem Badezimmer zu ihm herüberdringt. Plopp, plopp, plopp. Unmöglich, jetzt noch darüber hinwegzuhören. Jeder neue Wassertropfen scheint lauter auf den Emailsockel der Dusche zu klatschen als der vorhergehende. Dieses uralte Leitungssystem behindert seinen Schlaf und seine innere Ruhe regelmäßig, aber der Gedanke, die Besitzerin, oder vielmehr den Sohn der Besitzerin, zu verständigen, flößt ihm solche Angst ein, dass er die Situation lieber stillschweigend erträgt. Seine kleine Wohnung, die aus einer engen Diele, einer noch engeren Küche und einem Wohnschlafzimmer besteht, welches ein Bett, ein Esstisch und ein Sofa füllt, gehört einer alten Dame. Spuren ihres Lebens an diesem Ort sind Blümchentapete und lange Samtvorhänge, deren einziger Vorteil es ist, dass sie gut abdunkeln. Jetzt, wo sie im Altersheim lebt, hat ihr Sohn die Hausverwaltung übernommen. Wenn man unter »Verwaltung« versteht, dass er keinen Cent in die mehr als dringlichen Renovierungsarbeiten steckt, die Miete jedoch Jahr um Jahr erhöht. Hervé hat zwar das Recht auf seiner Seite, könnte eine den heutigen Normen genügende Elektrizität einfordern, um nicht jedes Mal Gefahr zu laufen, bei der Berührung eines Schalters einen Stromschlag zu bekommen, aber besagter Sohn ist so unangenehm, dass ihn allein der Klang seiner Stimme rasch den Rückzug antreten lässt.

